

Lucky

von Ralf Zander

Der zweite Wachhabende sah gelangweilt aus dem Fester des Wachraumes. Den ganzen Tag war auf dem Kiez kaum etwas los gewesen. Das war er nicht gewohnt, das machte ihn müde. Es war kurz vor acht Uhr abends. Gleich würden die Prostituierten auf der anderen Seite Spalier stehen und sich auf Freiersfang begeben, denn die Sperrzeit für das „Anschaffen“ war in der Zeit zwischen zwanzig Uhr und sechs Uhr morgens aufgehoben.

Frank Matten erinnerte sich frühere Zeiten, als die großen Puffhäuser des „Königs von St. Pauli, Willi Bartels, nämlich das „Eros-Center“ und das „Palais d'Amour“ sowie die unzähligen Dirnenabsteigen noch Hochbetrieb hatten. Beide große Puffs waren inzwischen zum Unterbringen von eingebürgerten Deutschpolen und Deutschrussen umgebaut worden. Dort herrschte dann mehr Chaos als zuvor, als noch kräftige Wirtschaftler die einzelnen Partien dieser Häuser kontrollierten und für eine gewisse Hausordnung sorgten. Das Geschäft mit der Liebe war inzwischen stark zurückgegangen, weil ab einem bestimmten Zeitpunkt die allgemeine Angst vor einer Aidsansteckung übergroß geworden war.

Merkwürdiger Weise hatte sich der Straßenstrich auf dem so genannten „Kleinen Kiez“ nicht so sehr reduziert. Frank hatte im Laufe seines Polizistendaseins viel gesehen, aber wenn er die jungen Frauen auf der Davidstraße mit dem, wie die Kollegen sich ausdrücken, „Arsch an der Mauer“ stehen sah, erinnerte er sich manchmal an die tragische Geschichte mit der Mona und ihrem Freier.

Peter Luckert, dessen Leben bis zu diesem Zeitpunkt ziemlich „straight“, wie man so schön sagt, verlaufen war .

Bis vor einigen Jahren war sein Leben ohne nennenswerte Umstände verlaufen. Seit seiner Geburt im Jahre 1950 war Peter Luckert nie ernstlich krank gewesen. Je älter er als Kind wurde, desto mehr bekam er mit, dass sein Vater zuhause nichts zu melden hatte. Was Mutter sagte, war Gesetz. Jegliches Aufmucken wurde mit hysterischem Keifen beantwortet, also schwieg er lieber.

Mutter warf Vater einmal vor, dass er nicht Manns genug sei, Karriere in der Stadtverwaltung zu machen: „Du bist immer noch ein kleiner Sekretär. Ich kenne viele Männer, die sind von ganz anderem Kaliber.“ „Ja, ja“, dachte der nun Vierzehnjährige, als er das mit anhören musste, „aber wenn Vater so ein Kerl gewesen wäre, hätte er Dich wohl nicht geheiratet.“

Peter, in seiner Schulzeit der Einfachheit halber „Lucky“ genannt, sollte mit siebzehn Jahren die Lehrzeit beginnen. Er hatte es mit Ach und Krach bis zur mittleren Reife gebracht. Für den Besuch des Gymnasiums hatte es bei weitem nicht gereicht. In den Deutschfächern hatte er sich allerdings durchgehend eine glatte Zwei erhalten. Peter wusste mit bestem Willen nicht, für welchen Beruf er sich entscheiden sollte. Außer Briefmarken zu sammeln, besaß er nicht ein einziges weiteres Hobby, das er zu seinem Beruf hätte machen können. Akademische Berufe schieden mangels Abitur ganz aus. Hinzu kam noch seine grundpessimistische Einstellung, die er wohl von seinem Vater übernommen oder gar geerbt hatte. Immerhin entschied der sonst so wortkarge Vater, dass sich Peter, wenn ihm nichts anderes einfiel, bei der Einstellungsstelle der Verwaltung bewarb. Es war wohl das einzige Mal, dass er sich gegen Mutter, die für Sohn Peter einen bessern Beruf anstrebte, durchsetzte.

Nun verrichtete Peter bereits seit zwanzig Jahren in der Verwaltung der Finanzbehörde seinen Dienst und hatte es dort bis zum Amtsinspektor gebracht. Sein Vater wäre stolz auf ihn gewesen, wenn er nicht vor sechs Jahren, kurz vor Peters Beförderung in den gehobenen Dienst, so plötzlich verstorben wäre. Durch sein opportunistisches Verhalten überwand er alle Intrigen, die in einer Verwaltung so üblich waren. Wenn er sich weiterhin so angepaßt verhalten würde, wäre er bestimmt in zwei bis drei Jahren Oberinspektor.

Lucky, sein Spitzname hatte sich auch hier eingebürgert, war mehr oder weniger beliebt bei den Kollegen. Er hörte gut zu, wenn die anderen ihren nichtssagenden Ballast bei ihm abwarfen. Ja, er lächelte sogar dann, wenn sich Kollegen in seiner Gegenwart über ihn lustig machten.

Natürlich war Lucky verheiratet. Schon im Frühling 1968 hatte er Wiltrud bei einem "Tanz in den Mai" kennengelernt und sich von ihr verführen lassen, denn er selbst wäre viel zu schüchtern gewesen, um die Initiative zu ergreifen. Es war für ihn die große Liebe auf dem ersten Blick. Eine andere hatte er ja auch nicht näher kennengelernt. Wiltrud, nun ja, anfangs mochte sie ihren gleichaltrigen Peter schon. Seine knabenhafte Unbeholfenheit, seine Unschuld, seine Ehrlichkeit hatten sie angezogen. Es muß so etwas wie Liebe bei ihr vorhanden gewesen sein. Sie selbst begann nach dem Abitur an der Uni Hamburg ein Studium in Soziologie, weil ihr kein besseres Gebiet einfiel. Natürlich beteiligte sie sich als Mitglied der „Außerparlamentarischen Opposition“, kurz APO genannt, am Aufstand der Studenten gegen ihre Professoren, um die altehrwürdigen Machtstrukturen der Leitenden der Uni aufzubrechen und zu verändern. Ebenfalls beteiligte sie sich an den zahllosen Demonstrationen der Schüler und Studenten

beispielsweise gegen den Besuch des Schahs von Persien oder, noch besser, gegen die Pressemacht Axel Springers.

Später war sie stolz darauf, eine der rebellierenden sogenannten Achtundsechziger gewesen zu sein, was bekanntlich nichts mit dem Alter zu tun hatte. Ihre Mutter bekniete sie in dieser Zeit: "Nimm Dir den Peter, der ist Beamter. Dann bist Du abgesichert und nichts kann Dir mehr passieren."

Also heiratete Wiltrud den Peter und versuchte sogar, regelmäßiger da zu sein, wenn er müde vom Dienst nach Hause kam. Für ihn war es das, was er immer angestrebt hatte, eine eigene Familie. Ein Jahr später schenkte ihm Wiltrud sogar einen Sohn. Sein Glück schien vollkommen.

Die sexuellen Beziehungen zwischen Lucky und seiner Frau waren von Anfang an nicht gerade als aufregend zu nennen. Einer Freundin beichtete sie, dass der Peter ja ein lieber, ehrlicher Kerl sei, dass er aber auch stinklangweilig sei: „Er besitzt einfach keine Power und schon gar nicht Fantasie.

Mit der Geburt des Sohnes kühlte die Liebe mehr und mehr ab. Wenn Wiltrud es wollte, ja sogar Peters Liebesdienste ganz offen einforderte, litt er häufiger an Potenzschwierigkeiten. Es waren diese verdammten Versagungsängste. Wenn ihm jedoch mal nach Sex zu Mute war, täuschte sie Unpässlichkeiten vor. Nur, wenn einmal alles stimmte, als da waren, Urlaubstimmung, Sonne, Wasser, Wärme, dann konnte es noch hin und wieder wunderbar sein, fast wie am Anfang ihrer Beziehung. In den letzten Jahren hörte die praktizierende Liebe zwischen ihnen vollkommen auf. Anfangs gab es darum noch Streit, und es hagelte lautstarke, gegenseitige Beschuldigungen. Bis irgendwann die Wortlosigkeit einsetzte.

Die Tage plätscherten so dahin. Jahrelang morgens Frühstück, ab

ins Büro zu den Aktenbergen, Mittags Kantinenessen runter schlingen, abends das langweilige Fernsehen, bei dem kaum ein Wort zwischen ihm und seiner Frau gesprochen wurde, am Wochenende Mutter besuchen oder Wiltruds Eltern, einmal im Monat zum Kegeln mit den Kollegen. Ja, das war es schon, und es wiederholte sich rhythmusartig. So nebenbei wurde von beiden der Sohn versorgt und großgezogen. Als dieser 16 Jahre alt wurde, zog er jedoch um in eine Jugend-Wohngemeinschaft, weil er das trostlose Zuhause seiner Eltern satt hatte. Peter musste natürlich auch für den Unterhalt des Sohnes sorgen.

Eines Abends wurde Peter in der Nähe seiner Wohnung von zwei jungen Südländern, wie sie so schön in der Presse benannt werden, mit Messern bedroht; und als er nicht schnell genug sein Portemonnaie aus der Tasche nahm, brutal niedergeschlagen und nach dem Raub noch ein paarmal in den Leib getreten. Peter war total fertig. Er stand er unter Schockwirkung, so dass er bei der Polizei kaum etwas über die Täter aussagen konnte. Sämtliche Knochen taten ihm längerer Zeit danach noch weh.

„Beide Täter cirka siebzehn bis zwanzig Jahre alt, südländischen Aussehens, einer etwa 165 Zentimeter, der andere etwa 170 Zentimeter groß. Beide sprachen Deutsch mit Akzent“, nahm der Polizeibeamte auf. „So, das war 's mal wieder für die Statistik“, meinte er, „denn wieder erkennen würden sie die Täter wohl nicht. Hab ich Sie da richtig verstanden?“

„Na ja“, dachte Peter, „die seh 'n doch im Dunkeln trotz der Straßenbeleuchtung alle gleich aus.“

Anstatt dass Wiltrud ihn bedauerte, eröffnete sie ihn nüchtern, dass sie am nächsten Morgen zu ihrer Freundin ziehen werde. Sie habe einen neuen Job bei einem Jugendprojekt erhalten. Leicht abwesend murmelte sie noch etwas von Selbstverwirklichung, und dass es

zwischen ihnen beiden doch schon lange nicht mehr stimmte.

Nur dumpf vernahm er die Worte seiner Frau. Erst, als er am nächsten Abend vom Dienst kam, erfasste er die ganze Tragweite, während er durch die leeren Zimmer der Wohnung trottete. Wiltrud war tatsächlich unter Mitnahme all ihrer persönlichen Sachen gegangen. Die Zimmer strahlten Verlassenheit und Kälte aus.

Fred, sein Kollege, tröstete ihn am nächsten Morgen. "Glaub mir, die ist es nicht wert, dass du ihr eine Träne nachweinst. Du hast doch selbst gesagt, dass ihr schon ewig und drei Tage nichts mehr miteinander hattet. Es gibt ja Gott sei Dank noch mehr Frauen auf der Welt."

Fred war der einzige, dem er sich anvertrauen konnte, weil er von seinem Wesen her so direkt, so geradeaus war. Fred redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Mit den übrigen Kollegen verhielt es sich anders. Sie redeten, wie allerdings auch Peter, den Vorgesetzten nach dem Maul, und wenn sie konnten, traten sie nach unten. Es war diese typische „Untertan-Methode“. Denen traute er gar nicht. Die schluderten in einer Tour und machten bissige, ehrenrührige Bemerkungen hinter dem Rücken eines jeden Betroffenen. „Was haben die bloß davon?“, dachte Peter, wenn er so eine Hinterhältigkeit etwas mitbekam.

Als Fred hörte, dass Peter von Männern zusammengeschlagen und beraubt worden war, besorgte er ihm zwei Wochen später eine scharfe Pistole, Kaliber Neun Millimeter, mit Munition, vom Vergnügungsviertel St. Pauli St.Pauli, wo Fred als junger Kerl aufgewachsen war. Sie kostete nur Fünfhundert Mark: „Aber denk’ daran, nur für den Notfall! Schusswaffenbesitz ohne Waffenschein wird hart bestraft!“

Na, das brauchte Fred gar nicht zu erwähnen.

Es war einer jener feuchtfröhlichen Kegelabende mit den Kollegen,

bei denen Lucky wie so oft, dank des Bieres und mehrerer Gläschen Doppelkorn mal aus sich heraus kam und fröhlich war. Nach Ende des Kegelabends ließ er sich von ein paar Kollegen überreden, mit ihnen einen Bummel über St. Pauli zu machen. Zuerst wurde Anfang der Reeperbahn ein Bier in der Gaststätte Lehmitz getrunken. Es war eine normale Kneipe mit viel zu grellem Licht, aber eine Kneipe mit Tradition, in der sich Männer und Frauen aller sozialen Schichten trafen. Bier und Korn war die Devise. Danach zogen sie weiter zur Großen Freiheit, um sich die Bums-Show im Nachtclub „Salambo“ anzusehen. Anschließend zerstreuten sich die Kollegen. Die meisten von ihnen traten etwas angeschlagen den Heimweg an. Fred, der Junggeselle, kannte sich, wie schon gesagt, auf dem Kiez gut aus. Er überredete seinen Lucky, mit zum Lokal Davidquelle zu kommen, weil es dort das beste Bauernfrühstück geben sollte. Die Gaststätte befand in der Davidstraße, gegenüber der weltberühmten Davidwache. Hier verkehrten fast nur St.Pauli-Insider, wozu in ihrer Freizeit selbst ein paar Polizisten der Davidwache zählten. Locke, der Wirt, begrüßte Fred wie einen alten Bekannten. Locke hieß eigentlich Dieter Tauber. Seinen Spitznamen hatte er wegen seiner eingefärbten Silbertolle im Haar erhalten. Das Bauernfrühstück war in der Tat üppig und von bester Qualität. Peter wurde es nach dem Essen langsam etwas klarer. Vor der Tür der Davidquelle standen, wie jeden Abend ab 18.00 Uhr, die Prostituierten in der Davidstraße Spalier und koberten nach Freiern um die Wette. Ein Freier bedeutete für sie eine kurze Zeit des wärmenden Zimmers und vor allem Bargeld. Schließlich musste man seinen Luden bei Laune halten.

Fred kam mit einer Hure ins Gespräch. Auch stellte er seinen Kollegen vor: "Das ist Lucky, mein Freund."

Eine zweite Hure kam hinzu. "Lucky, das ist aber ein hübscher

Name. Heißt doch glücklich oder sowas, nicht wahr?"

Peter murmelte verlegen, dass „Lucky“ sein Spitzname ist, und dass er eigentlich gar nicht so glücklich sei.

"Ich bin die Mona," fing sie wieder an. "Komm doch mit nach oben, Schatzlein. Bei mir wirst du anständig bedient. Du wirst sehen, wie schön das ist. Kostet auch nicht viel." Wie unabsichtlich ließ sie ihre Hand über seine Geschlechtsteile gleiten.

Peter, noch immer alkoholisch leicht angeschlagen, roch ihr Parfüm, sah den jungen, schlanken aber vollbusigen Körper und wurde heißer und heißer. Ihre Berührung tat ein übliches, so dass er seine sonstigen Prinzipien in dieser Sache einfach über Bord warf.

Auch Fred war mit seiner Hure handelseinig geworden. Beide Paare gingen Arm in Arm die Davidstraße runter, bogen links in die Reeperbahn ein, wo die Mädchen Fred und Peter im Haus Nr. 95 die Treppen hoch führten. Im ersten Stockwerk wurden sie vom Wirtschaftszimmer registriert. Eine Etage höher befand sich Monas Zimmer, ein kleiner Raum mit einem französischen Bett in der Mitte. Ringsherum standen oder lagen kleine und große Plüschtiere. Auf dem ersten Blick hätte es das Mädchenzimmer einer mittelstandsbürgerlichen Familie sein können, wenn sich nicht auf der Kommode ein großes Glas mit Produkten der Gummiwarenfabrik Blausiegel sowie eine angerissene Großpackung von Kleenextüchern und ähnliches Zeug befunden hätten.

Ganz so billig war der Spaß zwar nicht, denn 200 Mark waren für ihn kein Pappenstiel. Aber Mona machte ihre Sache nett und ordentlich. Natürlich war ihm bewusst, dass er in diesem Milieu keine richtige Liebe bekommen konnte. Auch irritierte es ihn ein wenig, dass er beim Liebesakt unten liegen musste. Trotzdem hatte er bereits nach dieser relativ kurzen Zeitspanne das Gefühl, wieder

ein Mann zu sein. Mona, so schien es, hatte ihm einen Teil Selbstbewusstsein wiedergegeben.

Zuhause empfand er die Räume seiner Wohnung danach nicht mehr ganz so kalt und leer. Von nun an besuchte er fast jeden zweiten Sonnabend die Mona in ihrer Absteige, und weil er eine Art Stammfreier wurde, ließ sie gegen einen kleinen Zuschlag sogar die Produkte der Firma Blausiegel aus dem Spiel.

Ein paar Monate später ließ Peter sich bei seinem Hausarzt Dr. Morten einmal richtig durchchecken, also Herz und die Lunge wurden abgehört, Blutdruck und EKG gemessen, Urin- und Blutproben wurden entnommen. In der letzten Zeit hatte er sich immer so müde und zerschlagen gefühlt. Beim zwei Tage später stattfindenden Termin erschien der Arzt mit den Untersuchungsbefunden im Besprechungszimmer, mit ernstem, bedenklichem Gesicht, wie Peter registrierte.

"Tja, Herr Luckert," begann der Doktor, "Herz, Lunge und Kreislauf sind gesund. Aber die Blutwerte haben ergeben, dass sie an einer Immunschwäche leiden. Das hat"

in diesem Moment läutete das Telefon,
„nichts mit Aids zu tun“.

Aufgrund des lauten Klingeltons verstand Peter: „Das hat mit Aids zu tun“. Er war total geschockt. Während der Doktor das Telefongespräch annahm, drehte er sich wortlos um und stürzte aus der Arztpraxis. Er hörte nicht mehr die verwunderte Frage des Dr. Morten:

„Aber Herr Luckert! Wo wollen Sie denn hin? Wir müssen doch etwas gegen ihre Immunschwäche tun.“

Peter schmiss sich zu Hause ins Bett. Das Thema Aids war in diesen Tagen noch relativ wenig bekannt, aber Peter hatte inzwischen

einige Zeitungsberichte über Aids gelesen und auch im Fernsehen von dieser neuen Volksseuche erfahren, die sich immer rascher und tödlicher ausbreiten sollte. Bei den ersten Meldungen waren die Leute noch nicht so beunruhigt. Die meisten hatten wenig Mitleid mit den Homosexuellen, die es, wie man erfuhr, betraf. In letzter Zeit mehrten sich jedoch die Berichte,

dass auch andere Personen, zum Beispiel Heterosexuelle, als HIV positiv erkannt wurden und das tödliche Aidsvirus bekamen, vor allem bei häufig wechselnder Partnerschaft.

Das Telefon klingelte mehrmals. Der besorgte Dr. Morten wollte wissen, was mit seinem Patienten geschehen sei. Peter ließ es klingeln, er weinte leise vor sich hin:

„Warum ich? Warum?“, dachte er, „Warum muss ich so früh sterben? Ich hab’ doch schon so viel verloren!“

Am Abend versiegteten seine Tränen. Die Traurigkeit wandelte sich um in Anklagen gegen seine Kollegen und Familienangehörigen, schlug dann gänzlich um in Hass. Hass auf die Welt um ihn herum, Hass auf diejenige, die ihm, wie er glaubte, den Tod brachte. Sie, und nur sie konnte ihn angesteckt haben, denn er wusste, dass er außer mit der Mona in den letzten Jahren keinen sexuellen Verkehr gehabt hatte.

Ihm wurde im Zorn bewusst, dass die Menschen ihn sein Leben lang regelrecht angeschissen, beleidigt,

verlassen und sogar beraubt und verprügelt. hatten. Das konnte er noch bewältigen. Aber jetzt, kam es ihm immer stärker in den Sinn, sollte er wegen einer Hure sterben. Peter stand auf, und zog sich an Bleich, aber entschlossen steckte er seine durchgeladene Pistole, die er seit dem Erwerb in der Hutablage seines Kleiderschranks aufbewahrt hatte, in die Manteltasche. Mit steinernem Gesicht fuhr er mit der S-Bahn nach St. Pauli.

Das bunte Treiben der Reeperbahn nahm er nur verschwommen wahr. Mona stand wie immer neben dem Eingang zur Davidquelle. Sie begrüßte ihn freudig wie einen alten Freund, denn mit ihm hatte sie nie Schwierigkeiten gehabt, wenn es um das Bezahlen ging.

In ihrem Zimmer gab er ihr diesmal fünfhundert Mark.

"Mensch, hast du 'ne Bank ausgeraubt?", lachte sie, verstummte aber gleich darauf, als sie seinen starren, abwesenden Blick gewährte.

„Irgendwie ist er heute anders als sonst“, dachte sie, „vielleicht ist er krank?“

Während des Geschlechtsaktes warf er sie auf den Rücken und bearbeitete sie von oben wie ein brutaler Vergewaltiger; so, als wolle er sie erdolchen.

Mona schrie erschreckt auf: "Lucky! Was tust du? Bist du verrückt geworden?"

Peter zog sich anschließend ruhig an.

Mona schrie: „Du perveres Schwein! Lass dich nie wieder hier blicken!“

Fast tonlos antwortete er: "Ja, das war das letzte Mal". Dann brach es hysterisch aus ihm heraus: "Du alte Schlampe hast mich angesteckt mit Aids. Deinetwegen muss ich sterben! Aber dich nehm' ich vorher noch mit!"

Er zog seine Waffe aus der Manteltasche.

"Aber ich hab gar kein Aids! Glaub mir Lucky! Nicht schießen, Lucky! Nicht schießen! Hilfe!"

Der Knall des tödlichen Schusses übertönte Monas Hilfeschrei. Die durch das Geschrei angelockte Kollegin Annette riss in dem Moment Monas Zimmertür auf, als der tote Körper vor ihr zu Boden fiel. Sie bemerkte die feine Rauchsäule des Pistolenlaufes in Peters Hand. Vor Schreck kreischend stürzte sie die Stufen der

Absteige hinunter. Peters Schuss durchlug den Muskel ihres Oberarmes.

"Der Freier hat die Mona erschossen!" schrie sie beim Vorüberstolpern den Wirtschaftlern Tommy und Roy zu. Ohne den Lauf zu unterbrechen, erreichte sie die Davidwache. Sie war vor Angst immer noch hysterisch: „Der Freier hat die Mona erschossen. Lucky heißt der Scheißtyp! Reeperbahn 95!"

Erst jetzt registrierte Annette ihre Schussverletzung am Arm. Der Schichtführer leistete Erste Hilfe, während Polizeimeister Frank Matten mit zwei Kollegen zur Reeperbahn95 rannte. Auch sie hatten Schüsse gehört, bevor die Prostituierte die Wache erreicht hatte. Auf dem Wege zum Tatort hörten sie drei weitere Schüsse.

Vorsichtig sahen sie vom Eingang des Hauses Reeperbahn 95 die steile Treppe nach oben. Kein Ton war zu hören. Als sich Frank Matten, wie er es aus ähnlichen Einsätzen gewohnt war, mit vorgehaltener und durchgeladener Schusswaffe leise die Treppen hoch schleichen wollte, wurde er vom hinzukommenden Reviereinsatzführer zurückgehalten:

"Herr Matten, sie bleiben hier, bis das Mobile Einsatzkommando eintrifft. Die werden das schon machen.“

„Aber ich will doch nur mal sehen, ob sich jemand im Haus bemerkbar macht.“

"Herr Matten! Sie bleiben hier! Das ist ein Befehl!"

Matten wurde wütend: „Das ist doch wieder typisch für diese Seiteneinsteiger in den gehobenen Dienst. Noch kein Jahr im Vollzugsdienst, keine Ahnung von der Praxis, aber Befehle erteilen!“

Oben sah Lucky teilnahmslos auf die tote Mona, ging mit der Pistole in der Hand zum Treppenabsatz, wo vor ihm auf den Stufen mit verrenkten Gliedern die Leichen der beiden Wirtschaftler lagen.

Er hörte von unten her die durch das Megafon gesprochenen Aufforderungen der Polizei:

"Legen Sie die Waffen nieder und kommen Sie mit erhobenen Händen runter!"

„Was für ein Scheißleben!“, murmelte er, steckte sich den Lauf der Pistole in den Mund und drückte ab.